

Man muss in den Keller gehen, in die Tiefe hinab, die schmalen Stufen der alten Villa nach unten, da wo Gummischuhe stehen, Kittel hängen, Schürzen, wo Handschuhe liegen, wo das Ende ein Anfang ist, Eintritt in die letzte Kammer der Wahrheit, oder die vorletzte, wer weiß das schon.

Zwei Stahltische im Weißkachelraum. Wer darauf liegt, hinter der Tür mit dem Guckfenster, dem ist die Seele entwichen, und die hier schneiden, wiegen und präparieren, müssen dahinterkommen, warum.

Vergiftete, Erschlagene, Vergewaltigte, Vergessene, Ertrunkene, Vergrabene. Auf dem Tisch ragen Rippen wie Heugabeln in die Luft, liegen Knochen, braunkrustig, schwarz, ein Schädel, Hand und Fuß.

Manchmal liegen hier Kinder. Eines, zwei, drei im Jahr. An ihren Eltern gestorbene Kinder. Absurd verloren muss ein Kinderkörper aussehen, auf so einem Seziertisch für Erwachsene.

Der Geruch: süßlich, bedrängend, beharrlich, sich festkrallend, alles überdeckend. Staub zu Staub. Verwesung, ja?

Constanze Niess nickt im Gehen, als wolle sie kein Aufhebens machen um den Geruch, die Leichen, denn beides ist Teil ihres Alltags. Doch heute soll es um lebendige Kinder gehen, heute steht sie, die Gerichtsmedizinerin, nicht am Seziertisch, sie führt den Gast nur durch die großzügige Jugendstilvilla an der Frankfurter Kennedyallee, es ist der Sitz des Instituts für Rechtsmedizin der Universitätsklinik, einer ihrer Arbeitsorte. Manche der Kollegen hier sind wie sie hoch gefragte Spezialisten. Verbrechen sind aufzuklären, das Gute, Richtige ist zu tun, und so haben sie sich in etwas hineingegraben, in die Besiedelung von Leichen durch Insekten, als Beispiel nur, und auch Doktor Niess hat sich in etwas hineingegraben – seit zwanzig Jahren rekonstruiert sie die Gesichter von Toten, die keine Identität haben, von Skelettierten, Verbrannten, Mumifizierten. Die unbekanntenen Toten. Es ist neben aller Wissenschaft auch etwas Künstlerisches dabei.

Aber vor allem ist sie, die Ärztin, bei den Lebenden, den mit Gürteln und Schuhen verprügelten Kindern, den verbrühten, den missbrauchten.

Würgemale, Bissspuren, Schnitte. Und dann heißt es wieder, das war die Katze

Halt, falsches Wort, und am Anfang ist immer das Wort – sexueller Missbrauch, das suggeriert ja, dass es einen Gebrauch geben könnte, wird Martin Janning später sagen. Janning im Kinderheim in Rheine, der Psychologe. Ausbeutung, das trafe es, oder Gewalt, sexuelle Gewalt und Ausbeutung von Kindern, darum gehe es doch.

Das Verwunderlichste ist, dass niemand sich wundert. Alle, mit denen man spricht – die Jugendamtsmitarbeiterin, der Jurist, die Ärztin, der Psychologe, die Professorin – kennen die Mängel, die Fehler im System, um die es in dieser Geschichte gehen soll. Fehler, die dazu führen, dass Städte und Orte wie Staufen, Lügde, Münster, Bergisch Gladbach zu Synonymen für brutale Abartigkeit geworden sind. Dafür, dass Kinder Opfer von Erwachsenen werden, auch Opfer des Versagens von Behörden, von Richtern, die Montag über eine Mietsache entscheiden und, nach Versetzung ans Familiengericht, Freitag darüber befinden, ob ein Junge, der gar nicht angehört wird, bei einer Mutter bleiben muss, die mit einem Pädosexuellen liiert ist, oder ob ein schwer traumatisiertes Mädchen, das endlich in einer Pflegefamilie angekommen ist, weiter ihren alkoholkranken Vater besuchen muss, obwohl sie es nicht will, weil er sie in den Keller sperrte, verprügelte, hungern ließ. So etwas wird Martin Janning in Rheine erzählen.

Zur Untersuchung solcher Kinder, wenn sie denn in die Kinderschutzambulanz der Frankfurter Uniklinik gebracht werden, wird Constanze Niess von ihren Kollegen gerufen, vor allem dann, wenn sie Zweifel an der Version der Eltern haben, wie es denn zu den Verletzungen gekommen sein soll. Manchmal schicken sie gleich Fotos.

„Ist das Kind akut gefährdet?“, um diese Frage geht es zuallererst, sagt Constanze Niess. „Und wenn ja, hat es Geschwister?“

Sie sitzt in ihrem Arbeitszimmer und zeigt solche Fotos. Da der Siebenjährige, der kaum laufen kann, „er war massiv auf die Beine geprügelt worden.“ Das Röntgenbild bringt die Brüche zutage. Nächstes Bild. Ein Junge, elf Monate, strubbeliges Haar. Die Bratpfanne soll er sich vom Herd heruntergezogen haben. Eine wulstige rote Wunde zieht sich von seiner linken Braue bis zum Wangenknochen, an die fünf Zentimeter lang. „Was ist das für eine Pfanne, was war in der Pfanne?“, werden die Eltern gefragt, erzählt Doktor Niess. Und dann?

Dann haben sie es nicht aufklären können, die Eltern nahmen ihr Kind und verließen die Klinik – gegen ärztlichen Rat. „So etwas belastet einen dann sehr.“

Die Ärzte kennen die ganze Palette der Erklärungen. Ein Säugling, übersät mit Hämatomen? Das Kind habe die Nacht auf seinem Schuller gelegen. Eine Spiralfaktur durch Hinfallen im Zimmer? Geht nicht. Würgemale? Bissspuren? Schnitte? Die Katze habe das Kind malträtiert, und gerade war kurz keiner da. „Da weiß ich schon, das hört sich komisch an“, sagt Doktor Niess. Da muss sie hin, sie muss es sehen.

Im vergangenen Jahr haben Constanze Niess und ihre Kollegen in der Frankfurter Universitätsklinik 192 Kinder angeschaut. Macht: in jeder Woche vier.

„Überallhin“, sagt sie mit trauriger Bestimmtheit. „Für eine Verletzung muss es eine plausible Erklärung geben“, manchmal lasse sie sich von den Eltern auch vorführen, wie die Verletzung denn entstanden sein soll, an einer Puppe. „Dann kommen sie oft ins Straucheln.“

An der Front

Münster, Lügde – lauter Orte, an denen Kinder sexuelle Gewalt erfahren mussten. Jedes Mal sind alle entsetzt. Und dann? Besuch bei Menschen, die ein paar Vorschläge hätten

VON RENATE MEINHOF



Vielleicht muss man es sich so vorstellen, dass nämlich Frau Niess so etwas wie eine innere Datenbank aufrufen kann, eine Kartei der Verletzungsspuren, weil sie so viele schon gesehen hat, bei den Lebenden und den Toten. Aber auch ihre Verwandten helfen mit. Rutscht die Nichte im Schwimmbad aus, verletzt sich der Neffe mit dem Schlittschuh, und beim Grillen verbrennt sich der Sohn – von allem fordert sie Fotos ein, auch Verlaufsphotos, wie sie es nennt. Sie will wissen, wie die Wunde, wie Hämatome nach drei, vier und sieben Tagen aussehen. „Fotos von verifizierten Verletzungen sind sehr wertvoll für mich“, sagt sie und lacht, „auch wenn die Nichten und Neffen schon genervt sind.“

Nein, sie wundert sich nicht. Auch nicht über die 30 000 Spuren, denen die Ermittler im „Komplex Bergisch Gladbach“ nun nachgehen. Was für eine Zahl. „Es werden unglaublich viele Kinder misshandelt“, seelisch, physisch, sexuell. Das ist ihre Erfahrung. Was Constanze Niess für das Wichtigste hält, sind „Aufklärung und Lehre“.

Wie meinen Sie das: Aufklärung? „Ja“, sagt sie, „viele Eltern halten körperliche Züchtigungen immer noch für völlig legitim.“ Wer nicht weiß, was das anrichtet, dem sagt sie es klar und deutlich.

Was man ihrer Meinung nach wissen muss: Lasst euch von den Eltern keinen Bären aufbinden

Und sie geht dahin, wo diejenigen ausgebildet werden, die einmal in Jugendämtern und anderen sozialen Bereichen arbeiten sollen. Für Constanze Niess ist die Ausbildung ein Schlüssel, damit sich etwas ändern kann. Auch im Hörsaal der Frankfurt University of Applied Sciences zeigt sie die Fotos aus der Kinderschutzambulanz. „Ihr müsst damit rechnen, dass ihr misshandelte Kinder seht“, sagt sie den Studierenden, „und rechnet auch damit, dass Eltern euch einen Bären aufbinden.“

Die Fotos. Viele Studenten sagten, ihnen gingen die Fotos so nah, erzählt Maud Zitelmann, und dann guckten sie weg, damit die Kinder nicht in ihre Träume wandern.

Ja, und was sagt sie dazu, die Professorin? Sie sitzt am Tisch in einem Sitzungsraum ihrer Hochschule am Nibelungenplatz, beugt sich nach vorn, schaut einem

in die Augen. „Wer an die Front will, der muss wenigstens die Bilder der Toten sehen können.“ Sagt sie und steckt, wissend um diese Zuspitzung, damit den Rahmen ab. Das Jugendamt ist die Front. An einer Front wird gekämpft, es geht um Leben und Tod. So ist es ja auch, so kann es jedenfalls sein. Einer, der sechzig, siebzig Familien betreuen soll, kann unmöglich alle Kinder im Blick haben, undenkbar, sagt sie, dreißig Kinder pro Fachkraft, das mag gehen, vielleicht, mehr aber nicht.

Maud Zitelmann kennt die Situation in den Jugendämtern, wohl einige Tausend Stellen fehlen in Deutschland. „Es kann doch nicht wahr sein, dass unsere Absolventen schon kurz nach dem Anerkennungsjahr ins Burn-out gehen, weil sie priorisieren, welcher Fall der allerschlimmste ist, und welcher noch liegen bleiben kann“, sagt sie mit Wut in der Stimme, „also dafür bilde ich nicht aus.“

Die Ausbildung. Wer in Frankfurt Soziale Arbeit studiert, wird, was den Kinderschutz anbelangt, sehr gründlich auf die Front vorbereitet. Das müsste selbstverständlich sein, überall in Deutschland, ist es aber keineswegs, sagt Maud Zitelmann, die an der Hochschule im Nordend den Lehrstuhl für Kinderschutz und Jugendhilfe innehat. Sie haben hier zusammen mit der Goethe-Universität und der Kinderschutzambulanz vor vier Jahren das „Frankfurter Modell“ entwickelt, eine Vorlesungsreihe zum Kinderschutz, interdisziplinär. Da sind alle dabei, die mit dem Thema zu tun haben, Mediziner, Psychologen, Juristen und Forensiker wie Doktor Niess. Und zu hören sollen nicht nur Studierende, es kommen auch Polizisten, Richter und Lehrer in den Hörsaal. Es ist ein Anfang.

Erst vor zehn Jahren etwa, als die sexuelle Gewalt an der Odenwaldschule und am Canisius-Kolleg in Berlin schon bekannt waren, sei eine Sensibilisierung für das Thema in Gang gekommen, langsam nur, zu langsam, wie Professor Zitelmann sagt, und Sensibilisierung reiche auch nicht, Wissen müsse her, denn wenn Jugendamtsmitarbeiter, Erzieher, Lehrerinnen, als Beispiel nur, die Strategien Pädosexueller nicht kennen, werden sie nicht stutzig.

Wer nicht weiß, „was Vernachlässigung mit einem Kind macht“, vor allem, wer nicht weiß, was ein Trauma ist, der wird kein „geschultes Auge“ haben, wenn er auf traumatisierte, vernachlässigte Kinder

Misshandlung? Das Wort ist für beide nur eine Floskel. Sie wissen aus ihrer täglichen Arbeit, wie Gewalt gegen Kinder wirklich aussieht: die Gerichtsmedizinerin Constanze Niess und der Psychologe Martin Janning.

FOTOS: DPA, MEINHOF



stößt, später, beim Hausbesuch, in der „Fallverantwortung“.

Maud Zitelmann sagt: „Wissen macht die Leute sicherer, erst dann trauen sie sich, genau hinzugucken.“

Traut man sich ohne Wissen nicht?

Da muss man nun wieder in die Tiefe gehen, die Seelenstufen ganz nach unten, und da unten sagt Maud Zitelmann, dass die Psyche eben immer versuchen müsse, „im Sattel“ zu bleiben. Zu realisieren, „was Eltern ihren Kindern antun, das Ungeheuerliche, und dass Kinder manchmal ohne ihre Eltern besser dran wären, das bedeutet: Ich muss in der Lage sein, auch meine eigene Kindheits- und Lebensgeschichte zu hinterfragen.“

Es heißt Kinderschutz, weil das Kind der Auftraggeber ist. Das sollte man nicht vergessen

Nun drängten gerade junge Menschen mit schwierigen eigenen Lebensgeschichten in die Soziale Arbeit, erzählt Maud Zitelmann. Sie wollen das Gute, das Richtige tun, „doch wenn sie sich nicht kritisch von ihren eigenen Eltern distanzieren haben, die ihnen eigentlich schlechtgetan haben, dann gehen sie in ihrer Arbeit später genau wieder in „die Rolle des versorgenden Kindes“, passen sich an die Mütter und Väter an, die ja oft selbst bedürftig sind, und glauben und hoffen, dass alles besser werde.

Sie hat sich intensiv mit diesen Dynamiken beschäftigt. „Wer seine eigene schwierige Biografie nicht bearbeitet hat, riskiert, dass sich alles unreflektiert in die Praxis hinein perpetuiert“, sagt die Professorin, „dann guckt man nämlich nach der Mama, und was die Mama braucht, und nicht nach dem Kind, das man selber einmal war.“

Moment, soll das heißen, dass Sie Triggerwarnungen aussprechen und Ihre Studierenden in die Therapie schicken?

„Ja“, sagt sie und lächelt, „das rate ich manchen, die bei uns studieren: Gönnen Sie sich zumindest fünf Stunden Krisenintervention, die jede Kasse bezahlt.“

Maud Zitelmann geht es darum, wegzukommen von der „Elternzentrierung“, wie sie es nennt. Kinderschutz heiße ja Kinderschutz, weil das Kind der Auftraggeber sei. Wo das Kind aus dem Blick gerate, wo es nicht gesehen werde, passierten Fehler wie

in Lügde, Staufen und Münster. Fehler, die schlimmstenfalls Leben kosten.

Kinderkörper, die Constanze Niess und ihre Kollegen dann vor sich haben, auf dem Seziertisch für Erwachsene.

Wie hatte Ludwig Salgo in einem Café im Frankfurter Westend gesagt? Salgo, der Familienrechtler, der sich seit Jahren für Kinderrechte einsetzt. Eigentlich stehe fast alles, was helfen könne, Fehler zu vermeiden, im Koalitionsvertrag. Es ist nur bis jetzt kaum etwas umgesetzt.

„Jede leibliche Familie ist besser als ein Heim.“ Salgo lächelt bitter über diese Haltung, die bei Familiengerichten gang und gäbe sei. Er nennt das ironisierend die „Friendly Parent Illusion“, FPI, noch so ein Syndrom, FPI, das hat er erfunden.

Aber ja, das hat mit der deutschen Geschichte zu tun, mit den Erfahrungen zweier Diktaturen, als der Staat Familien instrumentalisierte, Kinder zwangsadoptierte. Und dann Ulrike Meinhofs „Bambule“, ihre berechtigte Kritik an der „Fürsorgeerziehung“, das Grauen in den Heimen der jungen Bundesrepublik, kaum anders als auf der Ostseite der Mauer. Ist es diese Spur, die dazu führte, dass das Elternrecht überhöht wurde, wie Salgo sagt, der Wille des Kindes aber kaum eine Rolle spielt?

„Es gibt jedenfalls eine große Interventionsfeindlichkeit“, sagt er, „und zwar von links und rechts.“

Aber wenn denn interveniert, ein Kind also aus der Familie genommen und „in Obhut“ gegeben wird, wo kommt es dann hin?

Es kommt, wenn es Glück hat, nach Rheine. Hier fließt die Ems, Holland ist nah, und bis Münster sind es keine fünfzig Kilometer. So war es nicht abwegig, dass Cornelia Goecke, die im Urlaub von der Aufdeckung des Falles in der Gartenlaube in Münster hörte, an ihrem ersten Arbeitstag gleich fragte: „Und? Ist der Junge bei uns?“

Er weiß, was es bedeutet, wenn Gerichte diesen Kindern den Umgang mit den Eltern verordnen

Nein, ist er nicht, aber andere Kinder, die Entsetzliches erlebt haben, sind hier, 25 traumatisierte kleine Menschen in den vier Gruppen der „Therapeutischen Übergangshilfe“ des Caritas-Kinderheimes.

Warum muss man nach Rheine fahren? Weil es ein solches Konzept, durchdacht bis ins Detail, wohl kaum woanders gibt im Land. Diagnostik steht am Anfang im Vordergrund: Was hat das Kind erlebt? Vor allem: Was braucht es jetzt? Heilpädagogen, Psychologen und Therapeuten arbeiten mit den Kindern, genauso wie Cornelia Goecke und Philipp Schulze König, die Sozialpädagogen in der Regenbogen-Gruppe sind. Frau Goecke ist seit 21 Jahren hier.

Sieben Kinder, sechs bis zehn Jahre alt, fünf Fachkräfte, das ist der Schlüssel. Es geht darum, herauszufinden, wo ein Kind auf lange Sicht am besten aufgehoben sein wird. Kann es zurück in die Familie? Findet man Pflegeeltern? Wohin es auch geht – die Kinder bleiben therapeutisch begleitet.

Wenn Martin Janning von seiner Arbeit erzählt, wird man still. Er ist Leiter des Heilpädagogischen und Psychologischen Dienstes des Kinderheimes. Er sagt, dass ihn störe, wenn immer von Misshandlung gesprochen werde. Zu einer Floskel sei das geworden. Er wolle jetzt mal aussprechen, was Kinder, die er begleitet hat, erlebten.

Hunger? Gehungert haben fast alle. Da sind Kinder, auf deren Haut Zigaretten ausgedrückt wurden. Kinder, aus dem Fenster gehalten, zur Strafe, und mit der Drohung, sie loszulassen. Kinder, die den Kot ihres Vaters essen mussten. Kinder, die tagelang ins Dunkel gesperrt wurden, die Tapeten von den Wänden kratzten und aßen. Kinder, die von mehreren vergewaltigt wurden, während im Fernseher Pornos liefen.

Man muss das so genau hören, sagt er, um ermessen zu können, was es bedeutet, wenn solche Kinder von Gerichten den Umgang mit ihren leiblichen Eltern verordnet bekommen. „Wer Familienrecht macht, müsste sich doch bitte wenigstens mit den Themen Bindung und Trauma beschäftigen.“ Es entsetzt ihn immer noch, dass all die wichtigen Informationen, die sie im Zusammenleben mit Kindern erlangen, vor Gericht keine Rolle spielen und sie, die Therapeuten und Sozialpädagogen, nicht als Zeugen befragt werden.

Er sagt: „Das ist eine solche Arroganz, der Sprache der Kinder gegenüber.“

Warum malt denn ein Kind nur blutige Menschen? Warum braucht es in der Spieltherapie die ganze Stunde, sich zu bewaffnen? Warum hortet das Mädchen Brote unterm Bett? Warum urinieren ein Junge in alle Ecken und spuckt jedem ins Gesicht?

„Es ist ihre Sprache“, sagt er, „und wir müssen die Sprache des Kindes lernen, nicht das Kind unsere.“

Und dann beschreibt er, wie es sein müsste, wenn man Kinder wirklich schützen wollte, zum Beispiel in einer Stadt wie Rheine. Ja, wie sähe das denn aus?

Also im Jugendamt wären drei Fachkräfte nur für den Kinderschutz zuständig. Die gingen regelmäßig in die Schulen, die Kindergärten und sagten Lehrern und Erziehern: Guten Tag, hier bin ich, und ich freue mich, wenn Sie mich anrufen, denn wir wollen unsere Kinder schützen. Sie können mir alles sagen, ich kann damit umgehen, denn ich bin hervorragend ausgebildet. Die drei Fachkräfte machten sich auch in Wohngebieten bekannt, in der Laubenkolonie. Es gäbe auch einen großen Arbeitskreis, da säße die Polizei mit drin. Da trafe man sich dreimal im Jahr vier Stunden, super vorbereitet, und da nähme man sich Zeit zu fragen, was gut laufe und was nicht.

Kurze Unterbrechung, Herr Janning, das klingt doch völlig unrealistisch.

„Ja, klar, unrealistisch, aber da wollen wir doch hin!“, ruft er jetzt. „Erst wenn wir wissen, wie es eigentlich sein müsste, fangen wir doch an, empört zu sein und uns berühren zu lassen.“ Janning lächelt.

Das könnte am Ende ein Anfang sein.